Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 35 (1985)

Heft: 1

Artikel: Theodor Wolff zum Kriegsausbruch 1914 : eine Primärquelle von durchschlagender Aussagekraft

Autor: Gasser, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-80943

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MISZELLEN - MÉLANGES

THEODOR WOLFF ZUM KRIEGSAUSBRUCH 1914

Eine Primärquelle von durchschlagender Aussagekraft

Von Adolf Gasser

Endlich, um Jahrzehnte verspätet, verfügt die Geschichtswissenschaft über eine besonders aussagekräftige Primärquelle aus der Ära des Ersten Weltkrieges. Es handelt sich um die Tagebücher Theodor Wolffs (1868–1943), des jahrzehntelangen Chefredakteurs des hochangesehenen «Berliner Tageblattes» (1906–1933), eines der führenden deutschen Publizisten zur Zeit des spätwilhelminischen Kaiserreiches wie der Weimarer Republik[1].

Umfassend gebildet, selber auch literarisch wie feuilletonistisch aktiv tätig, fesselte Wolff schon als Auslandkorrespondent in Paris (1894–1906) eine weite Leserschaft, vornehmlich auch durch seine lebensnahen Berichte über die Dreyfus-und Zolaprozesse. Zeitlebens blieb er mit der französischen Kultur eng vertraut und fand von 1934–1943, aus Hitler-Deutschland vertrieben, Zuflucht an der Côte-d'Azur, wo er zuletzt doch noch der Gestapo in die Hände fiel.

Dem Glauben nach war Wolff Jude. Doch war und blieb dies für ihn zeitlebens eine reine Religionssache. Politisch wie kulturell fühlte er sich ganz und gar der deutschen Nation zugehörig. Der Begriff eines «jüdischen Volkstums» war ihm so fremd, dass er nachmals in der südfranzösischen Emigration in arge Isolation geriet. Darum war für ihn Hitlers wahnwitzige Rassenideologie mit besonders schmerzhafter Tragik verbunden.

Obwohl weltaufgeschlossen und dem Lager des linksbürgerlichen Liberalismus zugehörig, zur Zeit des Kaiserreiches unablässig auf gründliche Reform von dessen veralteten Strukturen hindrängend, war Theodor Wolff doch in erster Linie glühender deutscher Nationalist. Als solcher hielt er eine Machterweiterung des Reiches und dessen Weltgeltung nicht nur für berechtigt, sondern für dringend geboten – wenigstens insofern, als sie sich ohne grossen Krieg erreichen liess. Der Risiken eines solchen Abenteuers war er sich weit klarer bewusst als die Spitzen der Reichs- wie der Armeeführung.

Als Patriot hielt sich Wolff in der Zeit vor der Kriegsauslösung 1914 und nachher erst recht dazu verpflichtet, mit dem Berliner Auswärtigen Amt eng zusammenzuarbeiten, ja sogar im Rahmen des Zumutbaren als dessen Sprachrohr aufzutreten[2]. Bezeichnenderweise legten die massgebenden Diplomaten auf die Zusammenarbeit mit ihm ebenfalls besonders hohen Wert, sogar dann, wenn er ihnen in der Kriegs-

1 *Theodor Wolff, Tagebücher 1914–1919. Der Erste Weltkrieg und die Entstehung der Weimarer Republik in Tagebüchern, Leitartikeln und Briefen des Chefredakteurs am «Berliner Tageblatt» und Mitbegründers der «Deutschen Demokratischen Partei».* Zwei Teile, eingeleitet und hg. von Bernd Sösemann. Boppard am Rhein, Harald Boldt Verlag, 1984. XIV + 1097 S. (In: Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 54 I/II).

2 Ebd., I, S. 3, wo auf seine im Frühsommer 1914 «im Auftrag des Auswärtigen Amtes» publizierten Leitartikel über die englisch-russischen Marineverhandlungen verwiesen wird.

zeit auszuweichen suchte[3]. Da in Frankreich die linksbürgerlichen Radikalen, in England die Liberalen regierten, war der zum gleichen ideologischen Lager zugehörige Wolff eine politische Potenz, mit deren Hilfe die Berliner Diplomatie Kontakte zu den «weicheren» Politikern der westlichen Kriegsgegner herzustellen hoffte.

Das Wesentliche von all seinen Unterredungen trug Wolff jeweils gleichentags um Mitternacht in seine Tagebücher ein[4]. Diese ergeben darum ein äusserst lebendiges und sachgetreues Bild der jeweiligen aktuellen Gespräche und Sachverhalte. Nachträgliche Änderungen wurden nicht vorgenommen, eben deshalb, weil eine Publikation in den 1920er Jahren unterblieb. Als Wolff damals eine solche vorübergehend ins Auge fasste, da strich er als Patriot mit Rücksicht auf die Kriegsschulddiskussion einige Sätze mit Bleistift durch; doch sind sie im Manuskript leserlich geblieben[5]. Insofern ist es für die Wissenschaft ein Glück, dass die Tagebuchnotizen nicht vorzeitig, also frisiert, bekannt wurden.

Dem Herausgeber, Bernd Sösemann, schuldet die Historiographie hohen Dank. Mit mustergültiger Akribie hat er die Veröffentlichung so gewissenhaft betreut und so umsichtig eingeleitet wie kommentiert, dass sie kaum zusätzliche Wünsche offenlässt[6]. Gewiss war das Vorhandensein von Wolffs Tagebüchern schon vorher bekannt, und Historiker, die in sie Einsicht genommen hatten, haben bereits früher aus ihnen den einen und andern Satz zitiert[7]. Bezeichnenderweise geschah dies jedoch stets nur bruchstückweise, ja sogar mit Auslassungen[8]. Für alle Zukunft verfügen wir Historiker jetzt über die Originalfassung, an der nichts mehr zu drehen und deuteln ist.

Welch hohen Wert das Berliner Auswärtige Amt auf die Fühlungnahme mit Wolff legte, zeigte sich schon geraume Zeit vor Kriegsausbruch, seit dem 13. Juli 1914[9]. Direktor W. A. Stumm veranlasste den Chefredakteur des «Berliner Tageblattes» am 20. sogar dazu, seine Ferien in Holland vorzeitig abzubrechen, damit die Zeitung in der sich jetzt verschärfenden serbischen Krise weiterhin die vereinbarte «feste Linie» einhalte[10]. Dies empfand sogar der Chef des Auswärtigen Amtes, Staatssekretär Jagow, als so wichtig, dass er am 25. Juli Wolff persönlich empfing. Was sich dieser anschliessend über Jagows Äusserungen notierte, das verdient wörtliche Wiedergabe:

> «Man müsse nun vor allem fest bleiben. Ich sage, es sei nicht meine Absicht, die Haltung des B.T. zu ändern, höchstens in Nuancen. Ob wir aber nicht in einen Weltkrieg verwickelt werden könnten? Wenn Russland nun nicht zurückweiche? ... Jagow: Er glaube das nicht, die diplomatische Situation sei sehr günstig. Weder Russland noch Frankreich noch England wollten den Krieg. Und wenn es sein müsse (lächelnd) – einmal werde der Krieg ja doch kommen, wenn wir die Dinge gehen liessen, und in zwei Jahren sei Russland stärker als jetzt. Beim Abschied: ‹Ich halte die Situation nicht für kritisch.› »[11]

3 *Wolff, Tagebücher,* I, S. 166.
4 Ebd., I, S. 5f.
5 Ebd., I, S. 11, 64. – Eine Analogie dazu u. Fn. 14.
6 Ebd., I, S. 1ff., 50ff.
7 Ebd., I, S. 12. – Vgl. *Historische Zeitschrift,* Bd. 199 (1964), S. 444.
8 Der Kanzler äusserte am 9. Februar 1915 zu Wolff (I, S. 157): «Ein schreierischer, überforscher, renommistischer, schwatzhafter Geist war durch diese Alldeutschen in unser Volk gebracht worden.» In der Bekanntgabe dieses Satzes 1964 (o. Fn. 7) durch Egmont Zechlin wurden die drei Worte «durch diese Alldeutschen» sonderbarerweise weggelassen.
9 Ebd., I, S. 61, Fn. 2: Meldung Stumms an Wolff vom 13. Juli.
10 Ebd., Haupttext, Zweiter Brief Stumms vom 20. Juli (Fn. 4).
11 Ebd., I, S. 63f. – Die beiden letzten Sätze (von «Und wenn» an) strich Wolff in den 1920er Jahren aus durchsichtigen Gründen weg.

In der unmittelbar daran anschliessenden Unterredung mit Direktor Stumm bemühte sich auch dieser, Wolffs Besorgnisse wegen eines etwaigen Weltkrieges zu zerstreuen:

«Ich sage: ‹Wenn wir nur nicht hängen bleiben!› Er gibt zu verstehen, dass man dann schon den Weg zurück finden werde. Wie Jagow sagt er, dass der Krieg in zwei Jahren unvermeidlich sei, wenn wir uns jetzt nicht aus dieser Situation befreien (sic!). Es handle sich darum festzustellen, ob Österreich bei uns noch als Bundesgenosse etwas wert sei. Die Russen würden laut herumschreien, und es könnten heisse Tage kommen. Vielleicht werde Russland mobilisieren, und dann werde es natürlich nötig sein, unsere Militärs zurückzuhalten.»[12]

Wie weit verabreichten Jagow und Stumm diese Beruhigungspillen ihrem Gesprächspartner am 25. Juli 1914 nur aus taktischen Gründen oder aus eigenem fahrlässigem Optimismus? Die Frage war von Jagow bereits am 18. Juli beantwortet worden – in seinem berühmten Brief an Lichnowsky:

«Lässt sich die Lokalisierung nicht erreichen und greift Russland Österreich an, so tritt der casus foederis ein, so können wir Österreich nicht opfern. Wir ständen dann in einer nicht gerade proud zu nennenden Isolation. *Ich will keinen Präventivkrieg, aber wenn der Kampf sich bietet, dürfen wir nicht kneifen.*»[13]

Wie gering die Ausicht auf eine «Lokalisierung» des österreichisch-serbischen Konflikts in Wirklichkeit war, hatte Unterstaatssekretär Zimmermann am 5. Juli dem Wiener Sondergesandten Hoyos aufs klarste vorausgesagt:

«*Ja, 90 Prozent Wahrscheinlichkeit* für einen europäischen Krieg, wenn Sie etwas gegen Serbien unternehmen.»[14]

Also 90prozentige Weltkriegsgefahr: Wird da das vielberufene «kalkulierte Risiko» nicht zu einem Widerspruch in sich selber?[15]

Wie man im Berliner Auswärtigen Amt in Wirklichkeit «kalkulierte», darüber finden sich in Wolffs Tagebüchern geradezu sensationelle Aufschlüsse. Sie zeugen von einer abgründigen Verachtung der gegnerischen Militärkräfte. Wolffs Gesprächspartner äusserten sich darüber wie folgt:

Direktor Stumm am 25. Juli 1914: «Bei einem Krieg mit Russland würde man etwas erleben: Revolution in Finnland und in Polen – und man werde sehen, dass alles gestohlen ist, sogar die Schlösser der Gewehre, und dass keine Munition da sei. Was Frankreich betreffe – die Enthüllungen des Senators Humbert über die Zustände in der Armee seien Goldes wert.»[16]

Legationsrat Wedel am 29. Oktober 1914: (Die Unterschätzungen der gegnerischen Armeen vor Kriegsausbruch) «stammten von den Militärs; das Auswärtige Amt habe daraufhin eine starke Politik machen können.»[17]

Stumm am 17. Februar 1915: «Niemand habe voraussehen können, dass militärisch nicht alles so klappen werde, wie man geglaubt» (sic!)[18].

12 Ebd.

13 Imanuel Geiss, *Julikrise und Kriegsausbruch, Eine Dokumentensammlung.* 2 Bde. Hannover 1963/64. I, S. 208.

14 Fritz Fellner, *Die Mission Hoyos,* in: Wilhelm Alff (Hg.), *Deutschlands Sonderung von Europa 1862–1945.* Frankfurt 1984. S. 283ff. Im Bericht über seine fatale «Berliner Mission» schrieb Hoyos 1919: «Niemand hat heute eine Vorstellung davon, wie sehr der Glaube an die deutsche Macht, an die Unbesiegbarkeit der deutschen Armee uns damals beherrschte, und wie sicher wir alle waren, dass Deutschland (den Krieg in Frankreich spielend gewinnen müsste und) uns die allergrösste Garantie für unsere Sicherheit böte.» Die eingeklammerten Worte strich er nachträglich im Blick auf die Kriegsschulddiskussion von 1919 bezeichnenderweise wieder weg! (S. 313)

15 Vgl. Adolf Gasser, *Ausgewählte historische Schriften 1933–1983.* S. 112, ergänzend 114.

16 *Wolff, Tagebücher,* I, S. 64f.

17 Ebd., I, S. 114.

18 Ebd., I, S. 167.

Botschafter Flotow am 5. April 1915: «Über Frankreich hätten sich die Militärs vollkommen geirrt, ebenso über alles andere. Er, Flotow, der doch in Paris gelebt habe, habe immer gegen diesen Irrtum protestiert; aber im Auswärtigen Amt habe man ihm geantwortet: ‹Sie werden nicht einmal einen Aufmarsch fertig bringen› » (sic!)[19].

Botschaftsrat Riezler am 24. Mai 1916: «Ausserdem habe der Generalstab erklärt, der Krieg gegen Frankreich werde 40 Tage dauern» (sic!)[20].

All das zeugt von einer erschreckend hilflosen Abhängigkeit der deutschen Vorkriegsdiplomatie von den Fehlkalkulationen des Generalstabs. Auf diese gestützt, sah sie der Kriegsgefahr mit einem Leichtsinn sondergleichen entgegen und reagierte im Auswärtigen Amt am 25. Juli auf die Kunde hin, dass Belgrad das Ultimatum nicht voll akzeptiert habe, mit «ungeheurer Freude»[21]. Was braucht man sich auch vor einem Weltkrieg zu fürchten? Bei einem solchen Totalvertrauen der Diplomaten auf den Fachverstand der Militärs durfte der Wiener Historiker Prof. Redlich im Gespräch mit Wolff vom 26. Juli 1917 mit Recht folgern:

«Die beiden Generalstäbe haben es gemacht; die Regierungen sind dann mithineingezogen worden.»[22]

Natürlich heisst das nicht, dass man in Berlin den Weltkrieg um jeden Preis habe auslösen wollen, nicht einmal bei den Spitzen der Armee. Wenn man ein Ziel notfalls auch ohne Krieg erreichen kann, so gilt eine solche Alternative stets als die vorteilhaftere. Um so eindeutiger steht jenes angestrebte Hauptziel fest: die Auflösung der gegen die deutsche Militärmacht und ihr Hegemonialstreben seit 1904/07 formierten Abwehrkoalition der Triple-Entente – wenn es nicht «friedlich» gelinge, so eben mit deutscher Waffengewalt!

In der Quintessenz handelte es sich denn auch bei der Julikrise 1914 um ein eindeutiges deutsches Erpressermanöver[23]. Angesichts der masslosen Überschätzung der eigenen Militärkraft wollte man es einfach nicht länger hinnehmen, von einem gegnerischen Abwehrsystem «eingekreist» zu bleiben. So wie der Reichskanzler persönlich das Ziel der damals eingeleiteten deutschen «Aktion» Richtung Konstantinopel am 8. Juli 1914 umschrieb:

«Kommt der Krieg nicht, will der Zar nicht oder rät das bestürzte Frankreich zum Frieden, so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese *Aktion* auseinanderzumanövrieren.»[24]

Ein Versagen der Entente in der von Berlin ihr dergestalt aufgezwungenen Machtprobe musste in der Tat auf nichts anderes als auf ihre Selbstauflösung hinauslaufen. Liess sie Serbien fallen und nahm sie die daraus folgenden Machtumwälzungen im Balkan und Nahen Orient tatenlos hin, so verlor sie unweigerlich ihren einzigen Daseinssinn. Die drei Randmächte hatten sich alsdann eben mit dem neuen System einer deutschen Festlandshegemonie, jede für sich, wohl oder übel abzufinden und isoliert zu arrangieren. In einem langen Gespräch mit Theodor Wolff vom 9. Februar 1915 kam der Kanzler Bethmann Hollweg auch auf diese Zusammenhänge zu

19 Ebd., I, S. 196.
20 Ebd., I, S. 385.
21 Fritz Fischer, *Krieg der Illusionen, Die deutsche Politik von 1911–1914.* Düsseldorf 1969. S. 668: Brief Albert Ballins vor seinem Freitod November 1918.
22 *Wolff, Tagebücher,* I, S. 524.
23 Gasser (o. Fn. 15), S. 24, 36, 43, 76f., 112f.
24 Kurt Riezler, *Tagebücher, Aufsätze, Dokumente.* Hg. von K. D. Erdmann, Göttingen 1972, S. 184. – Dazu Georg W. F. Hallgarten, *Imperialismus vor 1914.* 2 Bde. München 1951. I, S. 388: «Die (Berliner) Beschlüsse vom 5. und 6. Juli 1914 bedeuteten den Versuch einer gewaltsamen aussenpolitischen Revolution auf der ganzen Linie von Berlin bis Bagdad, mochte die Welt darüber in Trümmer gehen oder nicht.»

sprechen und beurteilte die Politik des britischen Aussenministers Gray im Kerne durchaus richtig:

«Er wollte den Krieg nicht; aber ich möchte sagen, die Triple-Entente war ihm mehr wert als der Frieden, er stellte sie über den Frieden.»[25]

Faktisch, so wird man hinzusetzen müssen, blieb Gray gar nichts anderes übrig; hätte doch das Versagen der Entente vor dem Berliner Erpressermanöver mit all den daraus entquellenden Anschuldigungen und Zänkereien ihre Selbstauflösung bewirkt und dem damit zu schwindelnder Machthöhe aufsteigenden Deutschen Reich den Weg zu beliebigen Einfrontenkriegen freigelegt!

Angesichts der im Juli 1914 von Berlin aus angestrebten und von den Randmächten, um nicht in Isolierung zu geraten, unannehmbaren Machtumwälzungen erscheint es reichlich problematisch, die Katastrophe von 1914 vorab auf das «Versagen» der damaligen Staatslenker zurückführen zu wollen. Waren denn da nicht noch viel stärkere Kräfte überpersönlicher Art mit im Spiel? Im eben erwähnten Gespräch mit Wolff vom 9. Februar 1915 bemerkte der Reichskanzler mit Nachdruck:

«Der Krieg ist doch nicht aus diesen einzelnen diplomatischen Aktionen entstanden; er ist das Ergebnis von Volksströmungen – und da haben wir unsern Teil der Schuld, haben diese Alldeutschen ihre Schuld.»[26]

Zum mindesten seit dem Abend vom 25. Juli standen Berlin wie viele andere deutsche Städte unter dem Druck von Strassenkundgebungen, welche Österreichs Mobilisation gegen Serbien bejubelten, «beinahe so, als ob wir selber mobilgemacht hätten» (Moltke)[27]. Das war eine volle Woche vor Kriegsausbruch und vier Tage *vor* ähnlichen Manifestationen in Petersburg und Paris, wo erst die Wiener Kriegserklärung an Belgrad den nationalistischen Mob entflammte. Wolff selbst berichtet am 25. und 26. Juli:

«In Berlin finden abends Demonstrationen für Österreich statt, Züge von mehreren tausend Personen ziehen zum Schloss, zu den Botschaften etc., singend und hurraschreiend. Eine unerwartete, eigentümliche Stimmung ... Sonntag. Wiederholung der Kundgebungen in Berlin ... alles ‹hoch Österreich, nieder Russland!› rufend. Irgend jemand muss sie führen ... Ich nehme einen sehr üblen Eindruck mit.»[28]

«Serbien muss sterbien!» – dieser an allen Stammtischen von Flensburg bis Klagenfurt populäre makabre Reim widerspiegelte die «Aufbruchstimmung» breiter Volkskreise, vor allem all jener nationalen Aktivisten, welche in der Spätzeit des Kaiserreiches dessen eigentlich tragendes Element bildeten. Es war vornehmlich das Offizierskorps, von welchem im preussisch-deutschen Militärstaat jener «Drang zum Aufbruch» ausstrahlte; wie hätte da die politische Reichsleitung, wie Stumm den beunruhigten Wolff am 25. Juli beschwichtigte, «unsere Militärs zurückhalten», also «kneifen» können[29]? Aus einem Gespräch mit Altreichskanzler Bülow vom 11. Mai 1916 hielt Wolff folgendes fest:

«Er sagt, er könne sich nicht denken, dass man ihn (= den Krieg) gewollt habe. Ich weise auf einige beachtenswerte Symptome hin, z. B. auf die Strassendemonstrationen für den Krieg, gleich nach dem österreichischen Ultimatum, die doch kaum ganz spontan gewesen sein könnten. Er meint, das könne in der Luft gelegen haben; denn sogar auf Norderney, wo doch niemand sie arrangiert habe, hätten solche Kundgebungen stattgefunden.»[30]

25 *Wolff, Tagebücher,* I, S. 156.
26 Ebd., I, S. 156f.
27 GASSER (o. Fn. 15), S. 72, 88.
28 *Wolff, Tagebücher,* I, S. 65f.
29 O. Fn. 11/12.
30 *Wolff, Tagebücher,* I, S. 380.

Im Wesenskern enthüllt sich die «Kriegsschuldfrage» von 1914 als die Frucht einer übersteigerten kollektiven Machtpsychose. Die damalige deutsche Generation war in ihren aktivistischen Teilen unterbewusst von nationaler Selbstüberhebung dergestalt durchdrungen, dass ihr jede Einsicht mangelte, welche Vermessenheit, ja welcher Wahnwitz es war, einen Krieg gegen drei Weltmächte gemeinsam zu führen, ja faktisch auszulösen. Diese Hybris wirkte sogar über das Kriegsende hinaus weiter und bildete im Grunde das Ferment, das zuletzt in den Zweiten Weltkrieg führte[31].

Nie wurde in den deutschen Schulddiskussionen von 1914–1939 ernsthaft erwogen, geschweige denn erkannt, wie hirnverbrannt die Vorkriegspolitik des Reiches war, indem sie auf einen Krieg gegen drei Weltmächte zusammen hinsteuerte, «Divide et impera» heisst doch seit jeher das Rezept jeder erfolgreichen Machtpolitik. Zu allem hin bildete die Triple-Entente eines der lockersten, zu aggressiven militärischen Zielsetzungen und Aktionen untauglichsten Abwehrsysteme, das die Weltgeschichte je kannte[32]; mit ihr verglichen, ist der heutige, ebenfalls rein defensive und stets krisenbeladene Nordatlantikpakt – glücklicherweise – unvergleichlich fester gefügt.

Im Wesenskern war der deutsche Volkskörper im halben Jahrhundert von 1895–1945 von einer Machtpsychose sondergleichen beherrscht und vergiftet: von einer unsäglichen Missachtung der ganzen übrigen Welt wegen deren Mangel an militaristischen Leitidealen. Diese Selbstüberhebung mit all ihren psychopathischen Delirien entwickelte sich parallel mit dem Verpreussungsprozess, dem die Nation seit 1866/71 verfallen war: in der Lust immer breiterer Volkskreise an Disziplin und Gehorsam sowie an kollektiver Machtvergottung[33]. In dieser Hinsicht stehen Militärstaaten unter ihren eigenen Lebens- und Entwicklungsgesetzen, und zwar von wahrhaft explosiver Tendenz und Tragweite.

Unsere kritische Analyse des militärstaatlichen Sonderweges richtet sich keineswegs gegen das Preussentum als solches[34] – es sind aus ihm um 1810 wahrhaft grosse Europäer hervorgegangen[35] – sondern gegen seine wohl unvermeidliche *vulgäre Entartung* im modernen Massenzeitalter, in Form volkstümlicher Vergottung seiner ihm seit jeher anhaftenden Macht-, Kriegs- und Expansionsideologie. In diesem Sinne kennzeichnet sich der deutsche Sonderweg von 1895–1945 unverkennbar als Ära des *Vulgärpreussentums*[36].

In diesem Sinne hat *August Bebel,* bis zu seinem Hinschied im August 1913 der anerkannte Führer der deutschen Sozialdemokratie, besonders klar erkannt, in welche Zeitbombe sich das verpreusste Reich verwandelt hatte – in Warnungen, die er seinem Zürcher Freund Heinrich Angst (Sir Henry Angst) zuhanden des Foreign Office in London zukommen liess[37] – so am 22. Oktober 1910:

31 Gasser (o. Fn. 15), S. 41f., 79ff., 115ff., 130ff.
32 Ebd., S. 26f., 71, 113.
33 Gerhard Ritter, *Geschichte als Bildungsmacht.* 1946, S. 39: «Ein übertriebener Kultus der militärischen Macht als solcher, ein fast heidnisch zu nennendes Schwelgen in machiavellistischen Gedankengängen (die man im nationalliberalen Lager nach bismarckischem Sprachgebrauch gern realpolitisch nannte) war doch sehr weitverbreitet.»
34 Ein Irrtum Andreas Hillgrubers in: *Das historisch-politische Buch.* 1984, S. 100.
35 Gasser (o. Fn. 15), S. 200, auch 121.
36 Ebd., S. 40f., 120–133.
37 Helmut Bley, *Bebel und die Strategie der Kriegsverhütung 1904–1913, Eine Studie über Bebels Geheimkontakte mit der britischen Regierung und Edition der Dokumente.* Göttingen 1975.

«Ich bin selbst Preusse, aber es macht mir nichts aus, Ihnen zu sagen, dass Preussen ein fürchterlicher Staat ist, von dem in England Fürchterliches erwartet werden muss.»[38]

In authentischen Briefen an Angst bestätigte Bebel, welche Selbstexplosivgefahren dem preussisch-deutschen Militärstaat innewohnten:

«So dumm ist Deutschland noch nicht regiert worden; man reitet das Reich immer tiefer in den Sumpf. Und das Schlimmste ist, man sieht nicht, wohin man reitet.» (28. April 1912)[39].

«Mit dem Reichstag kann die Regierung alles machen. Die bürgerlichen Parteien sind in Rüstungsfragen vollständig zusammengekittet und haben keinen eigenen Willen mehr. Dass wir der Katastrophe entgegentreiben, ist seit langem meine Überzeugung; aber es scheint, sie kommt rascher als ich ahnte.» (3. August 1912)[40].

38 Ebd., S. 148 (am 22. Oktober 1910), mit weiteren Hinweisen auf die Ohnmacht der Sozialdemokratie (gleiches Datum), auf das Überborden des Militärgeistes im ganzen Bürgertum (1. Mai 1911), auf die Gefahr einer Thronablösung (30. Dezember 1911). S. 149f., 155f., 179.

39 Ebd., S. 204.

40 Ebd., S. 208.